



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Literatenstücke und Ausstattungsregie

Goldmann, Paul

Frankfurt, 1910

"Die Lehrerin". Von Alexander Brody

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71764](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71764)

„Die Lehrerin“

Von Alexander Brody

Die Dorfskomödie „Die Lehrerin“ des ungarischen Autors Alexander Brody wurde bei ihrer ersten Aufführung im „Deutschen Theater“ vom Publikum mit starkem Beifall aufgenommen. Die Berliner Kritik gelangte über das Stück zu anderen Ansichten als das Berliner Publikum. Einige wenige Kritiker nur äußerten sich lobend; einige andere vermischten ihre Mißbilligung mit aufmunterndem Wohlwollen; die Kritiker aber, die vor allem als die „literarischen“ gelten oder wenigstens gelten wollen, verurteilten das Stück in scharfen Worten. Das war nicht anders zu erwarten und hat sich in ähnlichen Fällen schon mehrfach ereignet. Diese „literarischen“ Kritiker, die jeden pretiösen Wortdrehler, jeden Jongleur mit Vergleichen, jeden Ästheten ohne Kraft, Gefühl und Phantasie als eine Hoffnung für das Drama begrüßen, mußten natürlich gegen einen Autor sich ablehnend verhalten, der wirklich eine Hoffnung für das Drama bildet.

Die Gegner des ungarischen Autors in der Berliner Kritik wandten gegen die Dorfskomödie ein, daß sie ein Rührstück in der Art der Birch-Pfeiffer sei, daß der Geist des englischen Gouvernantenromans dieses Drama erfülle. Die Einwendungen sind im wesentlichen berechtigt. Die Gegner übersahen nur eines: daß das Stück bei aller seiner Rührseligkeit nach Art der „Waise von Lowood“ zugleich das Werk eines starken und echten dramatischen Talents ist.

Gewiß, Alexander Brodys Dorfskomödie ist ein Rührstück, und sie bemüht sich in der That, durch dieselben Mittel die Tränen fließen zu machen, welche die selige Frau Charlotte Birch-Pfeiffer mit nie versagendem Erfolg anzuwenden pflegte. Auch in diesem ungarischen Drama wird man dadurch gerührt, daß ein guter Mensch durch böse Menschen verfolgt wird, daß er alle Prüfungen besteht und am Schluß den verdienten Lohn erhält. Das Laster erbriecht sich, und die Tugend setzt sich zu Tisch. Alle die bewährten, altbekannten Gestalten aus den Dramen dieser Gattung treten in der Dorfskomödie auf. Man sieht das junge Mädchen, das zwar arm, aber tugendhaft, und das nicht nur schön, sondern auch edel ist. Man sieht den reichen jungen Mann, der, wenn er ein Mädchen erblickt, auch schon Anstalten macht, es zu verführen, der jedoch die Heldin des Stückes, eben weil sie so tugendhaft ist, nicht verführt, sondern heiratet, was erkennen läßt, daß er trotz lasterhaften Lebenswandels sich eine unverdorrene Seele bewahrt hat. Man sieht natürlich auch den geldstolzen Vater, der es nicht über sich bringen kann, seine Einwilligung zur Vermählung seines Sohnes mit dem edlen, aber armen Mädchen zu geben, und es schließlich trotzdem über sich bringt, weil er unter einer rauhen Schale doch ein liebendes Vaterherz birgt.

Alle diese so unwahrscheinlichen, der abgebrauchtesten Theaterschablone nachgezeichneten Figuren und Vorgänge werden noch unwahrscheinlicher durch den Schauplatz, auf dem das Drama sich abspielt. Der Ort der Handlung ist ein weltentlegenes ungarisches Dorf. Stuhlrichter und Kaplan werden in dem Drama als die unumschränkten Machthaber auf diesem Dorfe geschildert. Und der Autor verlangt zu viel von den Zuschauern, wenn er ihnen zumutet, zu glauben, daß eine Lehrerin, ein armes, schutzloses, in einer solchen

Weltabgeschiedenheit doppelt schutzloses Mädchen die Kraft haben soll, den Dorftyrannen Widerstand zu leisten. In Wirklichkeit würde die Lehrerin wohl mit dem Kaplan oder mit dem Stuhlrichter sich in Güte einigen müssen, um so mehr, als sie in Wirklichkeit kaum würde darauf rechnen können, daß im Augenblick der höchsten Not der Sohn des Dorfmillionärs kommen und sie als Braut heimführen würde, wie sich dies in dem Drama begibt. Denn mag man auch eine noch so hohe Meinung haben von ungarischer Galanterie und Ritterlichkeit, so wird man sich doch nicht gut vorstellen können, daß es zu den Gepflogenheiten ungarischer Millionärs-söhne gehört, arme Lehrerinnen zu heiraten.

Es kann also Alexander Brody der Vorwurf nicht erspart werden, daß er es sich mit der Erfindung der Handlung für sein Drama gar zu leicht gemacht hat. Von einem begabten Schriftsteller darf man verlangen, daß er auch auf diesem Gebiete etwas Originelles schafft und es verschmäht, abgenützte Clichés zu benutzen. Andererseits ist es gerade wieder eine Eigenheit des dramatischen Talents, daß es manchmal ziemlich strupellos in der Auswahl des Stoffes ist, daß es led auf die dramatische Wirkung losgeht, ohne sich viel darum zu kümmern, mit welchen Mitteln es sie hervorbringt. Das eben hat die Berliner Kritik so gänzlich übersehen, daß ein Autor, auch wenn er die billigsten Rührstüdeffekte verwendet, sich doch als tüchtiger Dramatiker erweisen kann, während die modernen Ästhetiker noch lange keine Dramatiker sind, wenn sie gleich, um die Originalität um jeden Preis, die ihr künstlerisches Programm bildet, auch in der Stoffwahl zu bekunden, die Handlung ihrer Dramen den vergessensten englischen Dichtern des Mittelalters entnehmen.

So zeigt sich denn das dramatische Talent des Autors vor allem darin, daß die Vorgänge des Stückes zwar viel-

fach banal sind, daß manche Szenen zwar ärgerlich wirken durch ihre allzu große Rührseligkeit, manche andere kindlich erscheinen durch den allzu großen Edelmut der handelnden Personen, — und daß nichtsdestoweniger das Drama vom Anfang bis zum Ende den Zuschauer fesselt. Ja, noch mehr — und dies ist das sicherste Zeichen dramatischer Begabung — man weiß bereits im ersten Akt genau, wie das Stück ausgehen wird, und bleibt doch gespannt bis zum Schluß. Das Stück ist gebaut mit jenem Geschick, das heutzutage leider so selten geworden ist, und die Szenenführung verrät eine sichere Kenntnis der Bühne und ihrer Effekte, wie sie nur sehr wenige unter den modernen deutschen Autoren besitzen. Die Wirkung steigert sich von Akt zu Akt, und der letzte von den drei Aufzügen, den die Berliner Kritik als den schlechtesten bezeichnet hat, ist in Wahrheit der beste. Denn das Stück ist eigentlich schon im zweiten Akt zu Ende, und trotzdem versteht es der Autor, das schwierige Problem der letzten Akte zu lösen, das Interesse neu zu beleben, ja die dramatische Wirkung bis zu ihrem Höhepunkt zu steigern.

Die Berliner Kritik hat nicht nur die dramatische — sie hat auch die poetische Begabung Alexander Brodys übersehen. Neben den falschen Noten einer erkünstelten Sentimentalität werden in der ungarischen Dorfkomödie auch echte Herzenstöne angeschlagen. Ein Autor, der die Figur des alten Pfarrers geschaffen hat, ist ein Dichter — des alten Pfarrers, der in jedem Frühjahr den Tod erwartet, bis dahin jedoch das Leben liebt und sich an der Jugend freut, der glaubt, daß der Mensch Millionen Jahre lebt, ein wenig hier unten und sehr lange dort oben, der aber meint, der Herrgott hätte doch vielleicht besser getan, die Zeit zu halbieren, so daß wir die eine Hälfte drüben, die andere hier verleben könnten.

Überhaupt stellt die große Zahl der Episodenfiguren, die alle wohl gelungen sind, alle ihr besonderes Gesicht haben, der Erfindungsgabe Brodys das beste Zeugnis aus. Und die Hauptpersonen, so sehr sie vielfach die banale Physiognomie bekannter Melodram-Figuren haben, tragen doch auch manche eigenen Züge, die den Autor als Dichter und Bildner von Gestalten erkennen lassen. Die Lehrerin hat soviel Anmut, soviel mädchenhaften Liebreiz, daß man ihr gern ihren unwahrscheinlichen Edelmut verzeiht. Der so typische junge Frauenverführer ist doch wieder recht originell, weil er ein ungarischer Landjunkter ist, ein Lebemann aus der Puszta, der anscheinend treu nach der Natur gezeichnet ist mit seinem heißen Blut, seiner kindlichen Gutherzigkeit und — seiner Unfähigkeit, orthographisch zu schreiben. Die besten Figuren des Stückes aber sind die reichen Eltern, deren Auftreten im dritten Akt die Ursache für die große dramatische Wirkung dieses Schlußaktes bildet. Sie haben fast gar nichts Schablonenhaftes an sich; sie sind im Gegenteil unmittelbar der Wirklichkeit entnommen. Es sind kraftvolle, überaus lebensvolle Gestalten reicher Bauern — lebenswahr in ihrer Härte und Borniertheit — lebenswahr in ihrer Verachtung der Armut — lebenswahr in ihrem Geld- und Familienstolze, von dem namentlich die Frau derart besessen ist, daß sie bis zur äußersten Niedertracht geht, damit ihr die Schande erspart werde, ein armes Mädchen zur Schwiegertochter nehmen zu müssen, — lebenswahr auch in ihrer ungarischen Eigenart, welche namentlich bei dem Manne prächtig hervortritt, der dem Zuschauer einen Begriff davon gibt, was dort draußen auf dem Lande weit hinter Budapest ein Besitzer von Weizenfeldern bedeutet, von endlosen ungarischen Weizenfeldern.

Das Stück ist also doch mehr als ein gewöhnliches Nährstück, namentlich weil darin ungarische Menschen und unga-

rische Zustände treffend geschildert werden. Diese lebendige, farbenreiche Schilderung macht einen Hauptreiz der Dorfkomödie aus — einen Reiz auch für das deutsche Publikum, dem die Komödie das Leben eines fremden Landes in anziehenden Bildern vorführt. Die Berliner Kritik hat es ebenfalls übersehen, daß der Autor, den sie als einen Dramatiker aus einer gänzlich veralteten Schule abgetan hat, nicht nur mit den alten, sondern auch mit den neuen Mitteln arbeitet, und daß er die Milieuschilderung, die Schilderung des ungarischen Dorfmilieus, ganz nach der modernen, in Berlin erfundenen und approbierten Methode betreibt. Nur gibt er nicht, wie dies die deutschen Naturalisten tun, die eine Handlung zu erfinden und zu führen nicht imstande sind, ein Milieu statt eines Dramas, sondern ein Drama in einem Milieu. Das Milieu bildet bei ihm lediglich den Hintergrund für das Drama, einen Hintergrund von eigenartigem Kolorit, von dem das Drama nur um so wirkungsvoller sich abhebt.

Das ungarische Dorfgemälde, das der Autor entworfen hat, wird auch durch mancherlei ironische Lichter belebt, die er ihm aufgesetzt hat. Magyarischer Chauvinismus wird in satirischer Beleuchtung gezeigt. Der Stuhlrichter versteht es, alle Amtsmißbräuche, die er verübt, als nationale Taten hinzustellen. „Wir sind hier schließlich von Nationalitäten umzingelt,“ ist seine stereotype Redensart. Auch sonst kämpft das Stück mit der Waffe des Witzes gegen Mißstände des öffentlichen Lebens in Ungarn. Der Autor verspottet gewissenlose Beamte und zelotische Priester, Despotismus und Klerikalismus. Er steht, wie es dem Dichter gebührt, auf der Seite der Verfolgten gegen die Verfolger, der Schwachen gegen die Starken, der Armen gegen die Reichen; und wenn man trotz aller Fehler und Unzulänglich-

keiten sein Stück liebgewinnt, so hat das nicht zuletzt seinen Grund in dieser warmherzigen, echt demokratischen, echt humanen Gesinnung, welche die Dorfkomödie erfüllt. . . .

Da wird also in einem ungarischen Dorf beim Kantor, bei dem sie wohnen soll, Suza Horvath, die neue Lehrerin, erwartet. Viel kann an ihr nicht sein, wenn sie in dieses Dorf kommt, meint der junge Lehrer, der den Posten auch nur angenommen hat, weil er nicht länger die Kraft hatte, in Budapest zu hungern, der aber auf der Universität studiert hat, am großen ostjakischen Wörterbuch mitarbeitet und sich einen vom Schicksal verfolgten Philologen nennt. Die Ansicht des Lehrers über die Lehrerin erweist sich als irrig. Suza Horvath erscheint, und es ist, als sei in der armenigen Kantorstube mit ihrem Eintritt die Sonne aufgegangen. Die neue Lehrerin ist jung und schön; ihre ungezwungene Anmut und Fröhlichkeit gewinnen ihr mit einem Schlage alle Herzen. Der alte Pfarrer holt aus der Tiefe seiner Soutane Äpfel heraus und schenkt sie ihr; und er gibt ihr den väterlichen Rat: „Mache die Herren nicht verrückt! Laß' dir die Cour schneiden — aber nur von den Alten!“ Hauptsächlich warnt er sie vor dem jungen Stephan Hegedüs, dem Sohne des Dorfmillionärs. Der ist ein Trinker, ein Spieler, ein Wüstling. „Die Frauen sterben für ihn, die Männer fürchten ihn.“

Der eigentliche Leiter der Pfarre und auch der Schulpfarrer ist der Kaplan, ein finsterner und strenger Priester. Er nimmt die neue Lehrerin ins Verhör. „Stehen Sie auf religiös-moralischer Grundlage?“ — „Nein,“ antwortet Suza Horvath, „ich stehe auf dem Boden, auf diesem schönen ungarischen Boden.“ Der Kaplan verweist ihr die „Pester Redensarten“; dabei blickt er doch mit Wohlgefallen auf das schöne Mädchen. „Es wäre in hohem Grade ratsam, wenn

Sie sich einem kaltblütigen, selbstlosen, auf sittlicher Grundlage stehenden Manne anvertrauen würden.“ Die Lehrerin lehnt ab; sie fühlt sich selbst stark genug; sie bedarf keines Beschützers mit sittlicher Grundlage.

Auch der Stuhlrichter kommt sich die neue Lehrerin ansehen. Als der Vertreter der Staatsgewalt zeichnet er ihr die Grundzüge vor, nach denen im Interesse des Staates der Unterricht zu führen ist. Die Hauptsache ist: „Man muß das Volk nicht mit Kultur bestürmen.“ Im übrigen bietet der Stuhlrichter sich der neuen Lehrerin gleichfalls als Beschützer an. Er will sie in die ungarische Politik einführen. Auch dieses Angebot hat für Suza Horvath nichts Verlockendes, um so weniger, als sie die politischen Anschauungen des Stuhlrichters nicht teilt. Sie ist nämlich Sozialistin, „allerdings nur so auf Grundlage des Gefühls.“

Eine helle Begeisterung aber hat Suza Horvath im Herzen des Lehrers angefaßt. „Kann ich auf Ihre Freundschaft rechnen?“ fragt ihn Suza; und er antwortet mit Emphase: „O, auf weit mehr, Fräulein, auf viel mehr, auf alles!“ — „Wissen Sie was?“ erwidert die Lehrerin, „bleiben wir objektiv!“

Und nun tritt ins Zimmer des Kantors auch Stephan Hegeßius junior, der alle Herzen bricht. Er geht gerade aufs Ziel los und macht noch weniger Umschweife als die andern. Allein er kommt nicht weit. Das schöne Mädchen plaudert freundlich, hat aber nur kühle Antworten auf alle seine Werbungen. Je kühler sie bleibt, um so wärmer wird Stephan. Schließlich spricht er von seinem Schloß, das tief im Walde liegt. In dem Schlosse könnte Suza wohnen, wenn sie nur wollte. „Und Sie unterrichten hier kleine Bauernrangen für 150 Gulden Jahresgehalt und Naturalienzulage; ist das ein Leben für Sie? Der Apothekerin die Hand küssen, die Ge-

liebte des Kaplans werden und schließlich die Frau eines Lehrers, der Zugstiefel trägt? Wollen Sie meine Geliebte werden?“ Suza zeigt nach dem Ausgang. „Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ „Ach was,“ meint Stephan Hege-
düs, „ich werde mit Ihrer Mutter unterhandeln.“ Nun aber weist ihm das Mädchen die Tür mit einer solchen Energie, daß ihm gar nichts übrig bleibt, als zu gehen. So ein seltsames Frauenzimmer ist ihm noch niemals vorgekommen. Er ist betroffen, empört — und entzückt.

Der zweite Akt zeigt Suza Horvath in der Dorfschule. Das Stück bietet sonst wenig Gelegenheit zu Regiekünsten. Ein Regisseur, der, wie Max Reinhardt, nach Taten dürstet, kann höchstens eine Dorfschule inszenieren. Diese Aufgabe hatte er sich denn auch nicht entgehen lassen, und so bekam man im „Deutschen Theater“ eine Dorfschule zu sehen, die echt ungarisch war bis in die kleinsten Einzelheiten. Die kleinen Mädchen gingen zur Schule mit brennenden Laternen und trugen hohe Kanonenstiefeln an den nackten Füßen.

Stuhlrichter und Kaplan unterbrechen den Unterricht, um der Lehrerin aufs neue sich als Liebhaber anzubieten. Der Stuhlrichter droht mit der Schulkommission, die bereits in der Apotheke versammelt ist und noch heute über die Lehrerin zu Gericht sitzen wird, deren Lebenswandel Anstoß erregt. Oft spielt des Nachts Zigeunermusik vor ihrem Fenster (die Zigeuner hat natürlich Stephan Hege-
düs junior geschickt); man vermutet, daß die Lehrerin heimliche Liebhaber hat. Aber wenn sie am Sonntag vormittags zu ihm aufs Amt kommen will, wird der Stuhlrichter ein Auge zudrücken, und die Schulkommission wird in der Apotheke bleiben. Suza Horvath ruft ihre Schulkinder herein, um den Stuhlrichter zu verhindern, seine schurkischen Reden fortzusetzen. Auch der Kaplan droht mit der Schulkommission. „Aber Sie brauchen nur ein Wort

zu sprechen, und ich führe Sie hinaus auf die seligmachende Grundlage.“ „Ich verabscheue die seligmachende Grundlage,“ antwortet Suza Horvath, „wenn sie kalt und feucht ist wie Ihre Hand.“

Und die Schulkommission tritt wirklich in der Schulstube zusammen. Stephan Hegedüs, der Vater, übernimmt den Vorsitz, der Kaplan begründet die Anklage, und der junge Lehrer muß das Protokoll führen. Der Kaplan hält sein Requisitorium. Die Lehrerin wird angeschuldigt, sich in einem Gespräch mit dem Apothekerfräulein über Seine Heiligkeit den Papst unehrerbietig geäußert zu haben. Ihre Unsittlichkeit geht ferner daraus hervor, daß der Kaplan in der Schublade ihres Tisches im Schulzimmer ein Buch gefunden hat — er hat das Buch „gefunden“, indem er heimlich die Schublade durchsuchte, — ein Buch also, das von Zola geschrieben und „Die Sünde des Abbé Mouret“ betitelt ist. Eine Lehrerin, die ein Buch über die Sünde eines Geistlichen liest! Welche Verworfenheit! Aber es kommt noch ärger. Das Fräulein hat auch mehrfach geäußert, es gebe keinen freien Willen. „Ich sollte nicht wollen können, was ich will?“ fragt Stephan Hegedüs senior. Und dann der Hauptpunkt der Anklage, die Nachtmusiken. Das Fräulein hat also einen heimlichen Geliebten. Die Kommission vernimmt den Zigeunerprimas darüber, wer sein Auftraggeber sei. Der Primas verweigert die Antwort, obwohl ein Mitglied der Kommission anregt, ihn „körperlich ein bißchen zu interessieren“.

Suza Horvath hat diese ganze Prozedur ohne Widerstand über sich ergehen lassen und hat höchstens hie und da durch ein Wort des Hohns, der Verachtung auf die unsinnigen Anklagen geantwortet. Erst als der Kaplan erklärt, er werde ihrer Mutter schreiben, welche eine sittenlose Person sie zur Tochter habe, verliert das arme Mädchen die Herrschaft über

sich, die sie mühsam bewahrt hat. Sie weint, sie fleht, sie verspricht, das Dorf sofort zu verlassen. Nur ihrer Mutter soll man nicht schreiben! „Tränen sind ein Schuldbeweis,“ versichert der Stuhlrichter, der „die ordentliche Richterprüfung hinter sich hat“; und er fügt hinzu: „Das Fräulein ist eine Abenteuerin.“ Der Kaplan stimmt zu. Da wird Suza von ihrer Empörung überwältigt: „Sie — Sie wagen, mir das zu sagen?! . . . Sie sind gewiß keine Abenteuerer — nur Schurken und Dummköpfe!“ Der Stuhlrichter ist indigniert: „Was schleudern Sie uns ins Gesicht? Ich bin der Staat!“ — „Und ich die Kirche!“ sekundiert der Kaplan. — „Dann sind Sie alle, Staat und Kirche, augenverdrehende, plumpe Betrüger!“ Suza schreit es heraus, ergreift die Akten auf dem Tisch des Vorsitzenden und wirft sie der Kommission zerrissen vor die Füße. Und der Lehrer ruft: „Ich auch! Ich auch!“ und zerreißt das Protokoll, das er führt. Der Stuhlrichter gibt die Antwort: „Binnen 24 Stunden ist die Schule zu räumen!“ Dann verläßt die Kommission das Schulzimmer.

Die Lehrerin und der Lehrer bleiben zurück, beide jetzt ausgestoßen und hilflos. Nein, nicht ganz hilflos. Der Lehrer weiß ein Dorf in Siebenbürgen, das letzte vor der Grenze. Herrenleute gibt es da freilich nicht, und Fleisch bekommt man da auch nicht zu essen — nur Mais, das ganze Jahr. Dort sind zwei Stellen frei, für einen Lehrer und eine Lehrerin, und dorthin soll Suza mit ihm gehen, als seine Frau. Suza, die auf der Welt nichts mehr zu hoffen hat, willigt ein, ihr Leben als arme Lehrersfrau im letzten Dorf von Siebenbürgen zu beschließen.

Aber draußen läuten die Schellen eines Fünferzuges. Und schon steht der junge Hegebüs im Zimmer. Eine lange, anmutige und innige Szene zwischen beiden. Am Ende bittet

Stephan die Lehrerin, seine Frau zu werden. „Nicht Sie will ich retten — mich will ich retten. Seit Monaten habe ich nicht mehr getrunken. Ich klammere mich an Ihr Kleid. Und kein Stein bleibt auf dem andern, wenn Sie Nein sagen. In Blut und Wein erstickt alles, wenn Sie nicht mein werden!“ Ehe sie noch recht zur Besinnung kommt, schließt der wilde Bursche sie in seine Arme. „Aber erst schide ich Vater und Mutter her, die sollen um Sie werben!“

Das wird — im dritten Akt — eine seltsame Brautwerbung. Vater und Mutter Hegedüs vermögen ihre Wut darüber, daß der Sohn ihnen diese hergelaufene Person als Schwiegertochter zumutet, daß er sie sogar nötigt, selbst um deren Hand anzuhalten, kaum zu verbergen, und verbergen sie auch nicht. Hegedüs senior wirbt um die Braut seines Sohnes, indem er alles aufbietet, um sie von seinem Sohne abwendig zu machen. „Meine letzte Magd gäbe ich meinem Sohne nicht zur Frau,“ versichert der Vater. Er läßt seine Gründe hören: Stephan ist im Kopf nicht ganz richtig; seine Amme ließ ihn einmal fallen. Stephan wird seine Frau prügeln. „Überdies,“ fährt der Vater fort, „Stephan besitzt keinen Heller. Alles Geld ist mein. Und ich leiste mir den Spaß und hinterlasse mein ganzes Vermögen den frommen Brüdern, obwohl ich sie nicht ausstehen kann!“

Dann führt der alte Hegedüs der Lehrerin den Stuhlrichter vor. Derselbe Stuhlrichter, der am Tage zuvor über sie zu Gericht gesessen und sie aus der Schule verwiesen hat, ist jetzt bereit, sie zu heiraten, da der alte Hegedüs eine schöne Mitgift auszahlen will. Suza wendet sich mit Ekel ab. Doch der Vater ist mit seinen Mitteln noch immer nicht zu Ende. Er reicht dem Mädchen die Briefftasche hin und öffnet feierlich die beiden Fächer: „Das da ist Ochsendgeld aus Wien — das da ist Weizengeld aus Ungarn. 35.000

das eine, 40.000 das andere. Nicht Kronen (verächtlich:) ich rechne nicht nach Kronen — GULDEN! So, und nun greifen Sie hinein!“ Das Mädchen scheint zu schwanken. „Geld ist Speise für den Hungernden,“ sagt sie vor sich hin, „ein Heim, Freundschaft, Liebe — alles!“ „Jawohl, Geld ist alles,“ bekräftigt der alte Hegedüs. Suza nimmt die Brieftasche, tut lächelnd einen Kreuzer hinein und gibt sie dem Alten zurück. „Ich habe sechs Kreuzer — einen habe ich Ihnen gegeben. Für mich ist das soviel, wie für Sie die vier Millionen Kreuzer, die Sie mir angeboten haben. Nur will ich dafür nicht Ihr Gewissen kaufen, wie Sie das meine.“

„Überlaß' sie mir!“ ruft Frau Hegedüs. Und sie nähert ihren Mund dem Ohr des Mädchens und flüstert: „Werde doch seine Liebste!“ Dies ist die Brautwerbung der Mutter.

Nun bricht der Sturm los. Das Mädchen, mit Schimpf und Schmach überhäuft, zum äußersten getrieben, hat nur noch den einen Gedanken: Fort! Selbst der alte Pfarrer vermag sie nicht mehr zu halten. Stephan, der seine Braut holen kommt, fährt wie rasend auf seine Eltern los, da er sieht, was sie angerichtet haben. Er schreit ihnen den Selbstmord seines Bruders Peter ins Gesicht. Der Peter hat sich erschossen, weil er auch nicht heiraten durfte, wie er wollte. „In den Tod habt ihr ihn getrieben! Und recht hat er gehabt!“ Stephan will den Alten ihr Geld vor die Füße werfen, will sich als Kutscher sein Brot verdienen, wenn Suza nur bei ihm bleiben will. Aber Suza hat genug. Sie streichelt noch einmal die Kacke hinter dem Ofen, dann verläßt sie das Haus.

In dumpfem Schweigen bleiben die anderen zurück. Man hört nur, wie der alte Pfarrer sagt: „Wie das Meer ist die Dummheit der Reichen — unausschöpflich.“ Da packt der Alte mit mächtigem Griff seinen Sohn an der Schulter

und rüttelt ihn auf: „Was siehst du da wie hingefroren? Hast du kein Blut in dir? Hol' sie zurück!“

Und ehe der Vorhang fällt, sieht man noch, wie Hegedüs der Junge hinausstürzt, und hört ihn, wie er ruft: „Suza!“*)

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, möge hier nochmals betont werden, daß Alexander Brodys Schauspiel „Die Lehrerin“ ganz gewiß nicht als dichterische Tat gepriesen werden soll. Es wird im Gegenteil durchaus nicht bestritten, daß das Schauspiel trotz mancher Vorzüge, die oben besprochen wurden, ein Rührstück von ziemlich gewöhnlicher Art ist. Aber mag es noch so sehr ein vulgäres Melodram, mag sein innerer, sein dichterischer Wert noch so gering sein, — das alles tritt zurück gegen die eine Tatsache, daß in diesem Schauspiel eine starke dramatische Begabung sich ausdrückt. Das dramatische Talent ist auf unserer heutigen Bühne so selten geworden, daß jedes Stück, in dem es sich endlich einmal wieder zeigt, ernste Beachtung und eine ausführliche Würdigung verdient. Und da die dramatische Fähigkeit, das heißt die Fähigkeit, ein Drama kunstgerecht zu bauen, es bühnenwirksam zu gestalten, aller modernen Bühnenästhetik zum Troß, diejenige Eigenschaft ist und bleibt, die ein Autor, der für die Bühne schreibt, vor allen anderen besitzen muß, — so ist ein Stück, in dem sie sich zeigt, eine erfreuliche Erscheinung, wenn es auch ein Rührstück ist. Und ein bühnenwirksames Melodram kommt dem Zweck des Theaters immer noch näher, ist dem Wesen des Theaters immer noch entsprechender, als ein mit allen erdenklichen literarischen Qualitäten ausgestattetes Drama, in dem auch nicht ein dramatischer Nerv pulsiert.

In Ungarn scheint übrigens eine ganze Generation tüchtiger Dramatiker herangewachsen zu sein. Außer Alexander Brody haben wir auf deutschen Bühnen noch Franz Molnar kennen gelernt, der unter anderm ein Lustspiel „Der Teufel“ geschrieben hat, das amüsant und stellenweise sogar geistreich ist, und Melchior Lengyel, dessen Drama „Taifun“ im ersten Akt verspricht, das Verhältnis Asiens zu Europa, der gelben zur weißen Rasse zu behandeln, dieses Versprechen jedoch leider nicht hält, sondern nach dem ersten Akt, der höheren

Wert besitzt, als Boulevardstück sich fortsetzt. Die Kunst dieser ungarischen Bühnenschriftsteller hat gewiß weder Größe noch Tiefe; aber ihre Stücke sind durchwegs interessant, und vor allem sind sie bühnenwirksam. Die Mittel, mit denen diese Bühnenwirkungen erzielt werden, sind allerdings manchmal etwas grob, etwas gar zu skrupellos; daß jedoch die neuungarischen Autoren so resolut auf den dramatischen Effekt losgehen und ihn hervorzubringen verstehen, zeigt, daß sie die Lösung der Aufgabe, fürs Theater zu schreiben, am rechten Ende anpacken, daß sie ihr Metier gelernt haben, daß sie echtes Theaterblut haben.